

Was die Großen wissen

Durch das Internet haben heute alle Zugriff auf Wissen. Doch viel Wissen wird von Tech-Riesen verwaltet und kontrolliert. Darin sieht die Professorin Dr. Cheryce von Xylander von der Leuphana Universität auch ein Problem. Sie fordert für Google & Co. klare Regeln.
» Seite 31



Die saubere Tour

Jette Berend hat sich das Ziel gesetzt, nicht mehr als einmal pro Jahr zu fliegen. Vielen Deutschen wird nachhaltiges Reisen wichtiger. Wie jeder verantwortungsvoll reisen kann: » Seite 32

EDITORIAL



Von Helena Bodem

Plötzlich vegan

Neulich besuchte mich ein Freund, wir wollten kochen. Erst auf der Türschwelle verkündete er: „Ich esse nur noch vegan.“ Für mich hieß das: improvisieren. Wir konnten keinen Kürbis mit Schafskäse garnieren, an Nudeln mit Sahnesauce war nicht mehr zu denken.

In meinem Freundeskreis ernähren sich viele Menschen vegan. Sie verzichten auf tierische Produkte, meiste der Umwelt zuliebe. Einige haben sich viel mit Ernährung auseinandergesetzt, legen Wert auf gute Zutaten. Aber warum denken die meisten Menschen beim Stichwort „nachhaltige Ernährung“ eigentlich sofort an „vegan“?

In Deutschland ist die vegane Lebensweise inzwischen bekannt. Doch wer nicht gerade ein passionierter Hobby-Koch ist, hat es schwer, sie durchzuziehen. Gerade in Restaurants ist das Angebot meist begrenzt. Und wer in der Leuphana-Mensa vegan essen möchte, dem bleiben oft nur Beilagen – ein veganes Gericht gibt es nicht jeden Tag.

In Berlin eröffnete jetzt eine vegane Mensa. Wäre solch ein Konzept auch für Lüneburg sinnvoll? Mehr dazu auf Seite 2.

Gegen die „McDonaldisierung“

Die Lebensstile gleichen sich weltweit an. Droht uns eine globale Einheitskultur?

VON LIA THAL

In der globalisierten Welt wird Diversität immer wichtiger – unterscheiden nach Kultur, Geschlecht oder sexueller Orientierung. Die Wissenschaftlerin Dr. Lisa Gaupp erforscht an der Leuphana, wie vielfältig etwa Musikfestivals wirklich sind.

Ist die Globalisierung für die Kultur Chance oder Gefahr?

Lisa Gaupp: Ein großer Diskurs geht darum, ob alles zu einer weltumspannenden Einheitskultur wird – die „McDonaldisierung“. Lebensstile gleichen sich weltweit an, vor allem durch US-Prägung – durch die immer gleichen Produkte, wie Soap Operas. Es gibt aber auch Annahmen, dass Kulturen sich durch die Globalisierung weiter fragmentieren. Menschen haben, vor allem durch das Internet, mehr Identifikationsmöglichkeiten.

Welche Rolle spielt Diversität, also Vielfalt, in der Kultur? Ein Beispiel: Menschen, die gesellschaftlich unterrepräsentiert sind aufgrund einer Überschnei-

dung verschiedener Diskriminierungsformen – zum Beispiel hinsichtlich ihrer ethnischen Herkunft, sozialen Zugehörigkeit oder Geschlechtsidentität – werden in den Künsten stärker repräsentiert.

Ist es möglich, so etwas ausgeglichen darzustellen?

Solche Gruppen sind nach wie vor unterrepräsentiert, das zeigen die Zahlen. Sogenannte „positive Diskriminierung“, die Diskriminierung entgegenwirken soll, wird hingegen dafür kritisiert, dass sie bestehende Ungleichheiten verstärken. Der Fokus etwa auf einen Migrationshintergrund bewirke lediglich eine Exotisierung der Person.

Sie forschen zu Performing Arts- und Musikfestivals. Was sind Ihre Erkenntnisse?

Trotz eines diversen Images nach außen herrscht bei den untersuchten Festivals hauptsächlich ein europäischer Kanon vor.

Die Künstler*innen und Produktionen sind hauptsächlich europäisch?

Kunstformen besitzen keinen reinen territorialen Ursprung. Man kann eine Produktion jedoch als europäisch bezeichnen, wenn die finanzierenden Organi-

sationen und Entscheidungsträger*innen in Europa ansässig sind. Künstler*innen müssen häufig ihren Wohnsitz in europäischen Ländern haben, um mitzuspielen zu dürfen.

Woran scheitert die kulturelle Diversität bei Festivals?

Förderungen decken häufig nur Kosten für nationale Künstler ab. Auch unbewusste rassistische, neokoloniale Wahrnehmungsweisen sind mitverantwortlich – „ästhetische Barrieren“. Das Programm muss unbekannt genug sein, um das Publikum zu interessieren, aber es darf auch nicht zu fremd oder abgefahren sein.

Haben die Künste eine Verantwortung bei der Globalisierung?

Künste müssen nicht immer politisch sein – aber sie kommentieren Verhältnisse, sie kritisieren und schaffen so neue Perspektiven. Eine Kunstinstallation etwa kann neokoloniale Machtstrukturen offenlegen und so einen Denkanstoß geben.

Wie steht es um die Kulturlandschaft in Deutschland?

Fehlende kulturelle Diversität ist oft tief verankert. Aber ich glaube, wir sind auf einem guten Weg. Die Bundesregierung startete 2015 „Kultur öffnet Welten“, ein Netzwerk für Diversität und Teilhabe. Und Kultureinrichtungen werden gefördert in Hinblick auf Programm, Publikum und Personal. Ob das die Denkmuster verändert, wird sich zeigen.



Dr. Lisa Gaupp Foto: Leuphana

Mehr Kulturen, mehr Probleme

Für unsere Autorin führt kulturelle Vielfalt zu Vorurteilen und letztlich zu mehr Ausgrenzung

VON HAGER SAYAD

Hauptsache, ich bin anders. Wir alle wollen unsere Einzigartigkeit definieren – durch Musik, Traditionen oder Kleidungsstil.

In einer globalisierten Welt jedoch geht die Einzigartigkeit verloren: Viele tragen, hören, kaufen das, was gerade im Trend liegt – und gehen in der Masse unter. Aber ist das so schlimm? Wäre es nicht besser, Unterschiede zu überwinden? Denn Unterschiedlichkeit wird häufig zum Problem:

Viele halten sich für kulturell offen, picken sich Aspekte einer anderen Kultur heraus – sei es Musik oder Traditionen – und stolzieren mit diesem Wissen herum, um ja tolerant zu wirken. Aber sobald sie auf etwas Abscheuliches stoßen, das ihnen zu ungewöhnlich ist, lassen sie diese Kultur fallen wie eine heiße Kartoffel.

Vorurteile ziehen eine Grenze

Wo es kulturelle Unterschiede gibt, gibt es Stereotype – ein schönes Synonym für Vorurteile. Und diese ziehen in einer vermeintlichen Welt ohne Grenzen: eine Grenze. Wo Vorurteile sind, ist Diskriminierung – wenn auch mitunter ungewollt. Jeder sieht

nur das, was er sehen will, was er sich erklären kann. Abschottung ist die Folge, selbst innerhalb kleinster Gesellschaftsgruppen.

All das passiert in einer Welt, in der Menschen sich näher sein könnten als je zuvor, in der Kommunikation und Zusammenhalt so stark sein könnten wie nie.

Es kostet Überwindung aufs Fremde zuzugehen

Nun könnte man freilich versuchen, die Probleme von Unterschiedlichkeit zu überwinden. Jede Kultur vollends zu tolerieren oder zumindest zu verstehen. Viele versuchen es. Aber alle scheitern daran. Die Ursache dafür ist biologisch tief in uns verankert: Wir sind Gemeinshaftstiere. Was fremd ist, ist oft erst einmal gefährlich. Es kostet Überwindung, auf das Fremde zuzugehen und mit einem Schulterklopfen zu sagen: „Ich akzeptiere dich, wie du bist.“

Wenn uns also Unterschiedlichkeit zum Problem wird – auch wenn es keines sein sollte: Was ist dann so schlimm an einer Angleichung der Kulturen durch die Globalisierung? Einheitlichkeit heißt auch: weniger Ausgrenzung und Diskriminierung. Besser ist doch, dazuzugehören, als einzigartig zu sein, oder nicht?

„Wir sind eine Mensa für alle“

Ein Gespräch mit Ursula Urbanowicz

VON PAULA GOTTSCHALK

Frau Urbanowicz, Sie sind die Ökotrophologin des Studentenwerks, hat die Mensa der Leuphana täglich vegane Gerichte auf dem Speiseplan?
Ursula Urbanowicz: Unsere Gäste können sich jeden Tag vegan ernähren. Falls es mal an einem Tag kein veganes Hauptgericht gibt, können sich die Studierenden sowohl aus dem Salatbuffet, als auch aus den unterschiedlichen Beilagen ein veganes Gericht individuell zusammenstellen.

In Berlin wurde kürzlich die zweite rein vegane Mensa Deutschlands eröffnet. Wäre das auch für Lüneburg eine Option?

Wir befragen regelmäßig die Studierenden, um zu erfahren, welche Ernährungspräferenzen sie haben. Zuletzt in diesem Jahr. Als Studierendenwerk OstNiedersachsen sind wir für zehn Standorte zuständig, die Ergebnisse variieren je nach Standort. Hier in Lüneburg geben 22 Prozent der Befragten an, Vegetarier zu sein. 16 Prozent ernähren sich vegan. Verglichen mit den anderen Orten sind das vergleichsweise hohe Zahlen. Doch sie zeigen auch: Es gibt nicht nur Veganer, die in der Mensa essen.



An der TU Berlin sollen sich 14 Prozent der Studierenden vegan ernähren – und es wurde eine vegane Mensa eröffnet. Berlin ist nicht vergleichbar mit Lüneburg. Dort herrscht eine andere Klientel. Berlin kann als Ballungszentrum für vegane und vegetarische Nachfrage gesehen werden. Nirgendwo in Deutschland gibt es so viele vegane Restaurants.

Wie müsste sich der Anteil der Veganer verändern, damit eine grundlegende Änderung im Speiseplan vorgenommen wird?
Das ist so pauschal nicht zu sagen. Natürlich befinden wir uns in einem steten Wandel, da sich das Klientel über die Jahre hin zu mehr Veganern und Vegetariern verändert hat, was auch an den Speiseplänen ersichtlich wird. Das Studentenwerk hat jetzt das Angebot einer Speiseplanoptimierung für unsere Einrichtungen entwickelt. Dabei gehen wir in die Betriebe und prüfen diese auf Aspekte wie Nachhaltigkeit, Regionalität und Saisonalität, auf Vielfältigkeit und eben auf fleischlose und tierproduktfreie Angebote.

Sie sprachen gerade das Thema Nachhaltigkeit an. Denken Sie, dass radikale Lösungen sinnvoll sind – wie zum Beispiel ausschließlich vegane Gerichte anzubieten?
Wir wollen eine Mensa für alle sein und unserem Versorgungsauftrag nachkommen. Dafür passen wir uns der Nachfrage an. Und die ist noch sehr gemischt.



Blick in die neue vegane Mensa in Berlin – ein Vorbild für Lüneburg?

Foto: Paula Gottschalk

Eine Mensa in Berlin bietet ausschließlich vegane Speisen an – Zeichen eines gesellschaftlichen Wandels?

VON PAULA GOTTSCHALK

Natürlich ist es kein Zufall, dass sich die Mensa gerade hier befindet, in Berlin, dieser alternativen, bunten, vielseitigen Metropole. Hauptstadt der Bundesrepublik und Hauptstadt der Veganer - keine andere deutsche Stadt bietet so viele vegane Restaurants und Cafés. Und seit dem April dieses Jahres auch eine Mensa mit ausschließlich veganen Gerichten. Die erste in Berlin, deutschlandweit die zweite nach Nürnberg.

„Die tiefgrüne Mensa“ – ein Name wie ein Versprechen
Helle Holzmöbel, eine Theke, an der man sich Smoothies mixen lassen kann, Anti-Pasti-Buffer: Mitten auf dem Campus liegt die Mensa, unterhalb der Hauptmensa. Dort, wo sie bislang jeden Tag schon ein bis drei vegane Gerichte angeboten hatten, also Speisen ohne tierische Produkte. Ohne Eier, ohne Käse, ohne Honig – und natürlich ohne Fleisch. Doch das reichte den Studierenden nicht. „Es gab eine hohe Nachfrage nach mehr veganer Abwechslung“, sagt Jana Judisch, Sprecherin des Berliner Studierendenwerkes. 14 Prozent der Studierenden in der Hauptstadt verzichten auf tierische Produkte, ergab eine Umfrage – deutlich mehr als im Bundesdurchschnitt.

Der Name klingt somit auch wie ein Versprechen: „Veggie 2.0 – die tiefgrüne Mensa“. Es ist eine Anspielung auf die rein vegetarische Mensa der Freien Universität Berlin, „Veggie Nr.1 – die grüne Mensa“.

Veganismus als Mainstream

Seit Jahren wächst die Beliebtheit für vegane Produkte. Zwar zählen sich in Deutschland nur etwa 1,3 Millionen Menschen zu den Veganern. Doch immer mehr verzichten auf Fleisch, in den vergangenen Jahren ging der Pro-Kopf-Verbrauch zurück, wenn auch nur leicht. Das britische Magazin „Economist“ schrieb, dass in diesem Jahr der „Veganismus den Mainstream erreicht“. Und mit den Sorgen um den Klimawandel bekommt die vegane Bewegung neuen Schub. Ist eine vegane Welt somit unausweichlich, da umweltfreundlicher? Sollten deshalb eher vegane Mensen und Cafés eröffnet werden? Ist die tiefgrüne Mensa somit ein Statement des Berliner Studierendenwerk für eine nachhaltigere Gesellschaft?
„Unsere Umweltbilanz verbessert sich nicht, wenn viele Studierende vegan essen“, sagt Judisch. Kriterien wie Wasser- und Energieverbrauch würden etwa eine viel größere Rolle spielen.

Ausschlaggebend für die Eröffnung sei ausschließlich der erhöhte Bedarf an veganen Speisen gewesen. „Wir orientieren uns an der Marktlage und können und wollen uns Ideologie nicht leisten“, so Judisch. Sollten aber Studierendenwerke nicht auch ihren Beitrag leisten? Jana Judisch sieht Studierendenwerke nicht in der Verpflichtung, Aufklärung zu leisten. Unis seien für die Lehre, die Erziehung und Bildung zuständig. „Wir kümmern uns um die Versorgung und machen, was der Kunde will“, sagt sie.

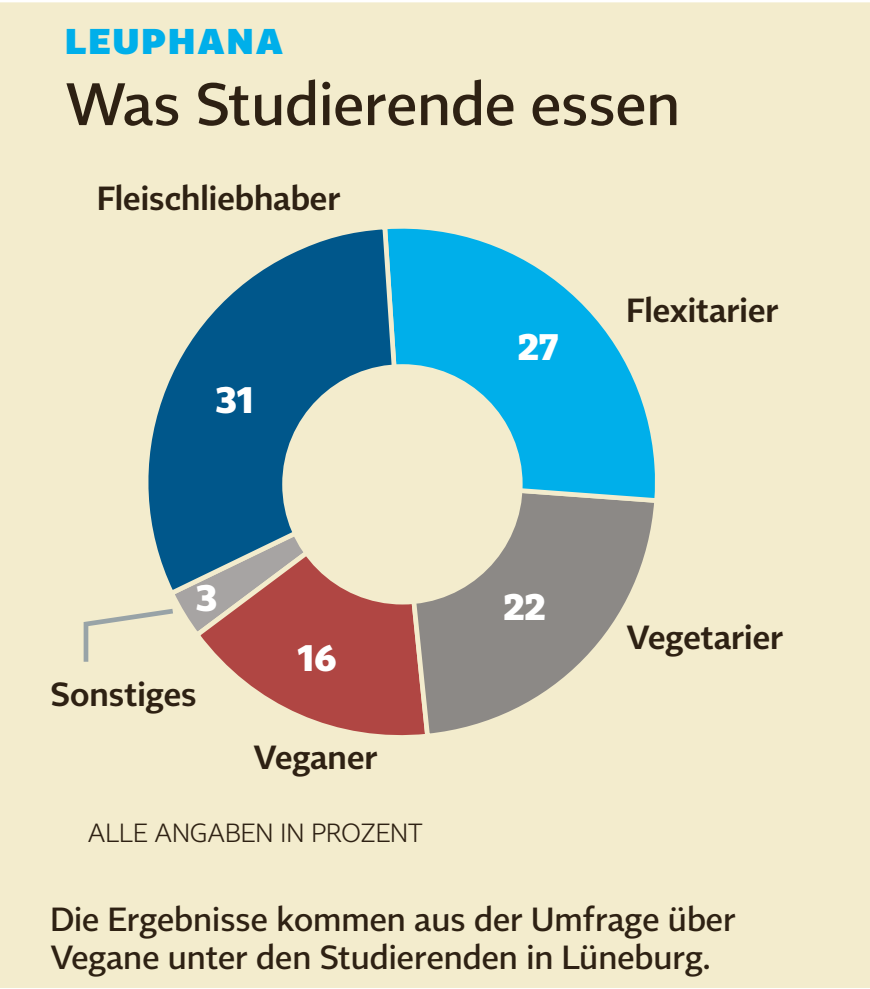
Wer vegan lebt, reduziert die CO₂-Bilanz

Was die Kunden von einer guten Mensa erwarten: Vielfalt. Für „Veggie 2.0“ sei es nicht schwierig, einen Speiseplan zu erstellen. In der tierproduktfreien Uni-Kantine gibt es thailändische Gemüsesuppe oder Bulgur-Gemüse mit Tahin-Soja-Dip und gebratenem Ingwer-Tofu. Und: Pasta aus der hauseigenen Nudelmanufaktur.

Künftig sollen auch andere Mensa-Standorte des Studierendenwerkes mit frischen Nudeln versorgt werden. „Wir überlegen,

die Pasta auch getrocknet zu verkaufen“, erzählt Judisch.
Die Köche können auf 360 vegane Rezepturen zurückgreifen. Angebote wiederholen sich frühestens alle sechs Wochen. Und doch ist die neue Mensa auch eine Chance. Ein „Experimentierfeld“, wie Judisch es nennt. Gemeinsam mit der Köchin der Mensa werden die bestehenden veganen Rezepte verbessert, erweitert und ausgetauscht. So wird beispielsweise darauf geachtet, dass nicht zu viele Ersatzprodukte verwendet werden und Lebensmittel auf Sojabasis nicht die Oberhand gewinnen. Die Preise unterscheiden sich nicht von regulären Mensapreisen. Hauptgerichte kosten zwischen 1,50 Euro und fünf Euro. Im Schnitt kostet ein Essen 2,70 Euro.

Die Besucherzahl steigt rasant
In den ersten Wochen hat sich die Besucherzahl schon verdoppelt, 900 Gäste kommen jeden Tag. Zudem gibt es Überlegungen, eine weitere vegane Mensa zu eröffnen: an der Kunsthochschule Weihenstephan. Und auch wenn die Klimabilanz der Uni damit nicht verbessert wird – die individuelle Bilanz der Studierenden ändert sich dadurch sicherlich.
Britische Umweltwissenschaftler berechneten für das Magazin SPIEGEL: Wer vegan lebt, reduziert seine CO₂-Bilanz – um zwei Tonnen jährlich.



„Hier sind alle willkommen“

Vor fünf Jahren begann eine Performance mit Geflüchteten auf Kampnagel. Seitdem kamen etliche weitere Aktionen dazu

VON LIA THAL

Ein Nachmittag auf dem Gelände des Kulturzentrums Kampnagel im Norden Hamburgs. Neben den ehemaligen Fabrikhallen, im Hinterhof, dringen Stimmen aus einem kleinen Gebäude. Es geht um Trennung, um Liebe, die großen Themen des Lebens. Hier wird eine Serie gedreht. „Ramadram“ heißt sie, und für eine Szene sucht Anas Aboura eine arabische Schnulze als musikalische Untermauerung der Szene.

Aboura ist ein junger Mann, Jahrgang 1986. Er floh im Jahr 2014 aus seiner Heimat Syrien nach Hamburg. Zwei Jahre später veranstaltete er einen Karaoke-Abend hier, auf Kampnagel. Seitdem blieb er mit dem Ort verbunden. Inzwischen ist er Ku-

„Manchmal, wenn eine Szene auf Arabisch ist, verstehe ich die Witze nicht. Dann lachen alle um mich herum und ich habe nichts verstanden.“

Nadine Jessen

Dramaturgin

rator dieses Ortes, der für Freiheit steht und Entfaltung: der Migrantpolitan.

Einem Treffpunkt, an dem Neues ausprobiert wird. Ein Projekt, bei dem die Vision einer anderen Welt entsteht. Einer gemeinsamen, kosmopolitischen.

Die Serie „Ramadram“ ist Teil davon. Ein YouTube-Format, im Frühling 2020 wird Ramadram ausgestrahlt – eine unterhaltsame und fiktionale Serie über Ereignisse, die während des Fastenmonats Ramadan stattfinden. Es soll allerdings nicht nur unterhalten. „Für mich ist das nicht nur Schauspielerei und Entertainment“, sagt Aboura. „Bei mir steckt auch eine politische Motivation dahinter. Ich möchte neue Perspektiven für Menschen schaffen, die in ähnlichen Situationen sind wie wir. Und aufzeigen, wie wir alle besser zusammenleben können.“

Ein künstlerischer Raum für Geflüchtete

Begonnen hat alles im Sommer 2014. Eine Künstlergruppe hatte eine kleine Version der Roten Flora aufgebaut, jenem Zentrum linken Protestes. Zu der Zeit fragten Aktivist*innen bei den Kampnagel-Verantwortlichen an, ob sie ein Winterquartier für



Auf dem Gelände der Kulturstätte Kampnagel in Hamburg entstand in den vergangenen Jahren das „Migrantpolitan“. Ein Projekt, bei dem die Vision eines anderen Zusammenlebens entsteht. Foto: Lia Thal

50 Geflüchtete bereitstellen würden. Kampnagel entschied sich dagegen. „Wir wollten nicht die Bilder von Massenunterbringungen reproduzieren und wir hatten keine Infrastruktur, um 50 Menschen zu versorgen“, kommentiert Intendantin Amelie Deuffhard.

Das Theater wollte stattdessen einen sozialen und künstlerischen Raum für Geflüchtete schaffen. Das Projekt Ecofavela Lampedusa Nord wurde geboren, eine sechs Monate andauernde Art Performance. Sechs Geflüchtete lebten hier während der Zeit. „Ein Rahmen, um einen offenen, toleranten Umgang mit Geflüchteten zu praktizieren“, so Deuffhard. Sie realisierten eigene Kunstprojekte, nahmen an Aktivitäten auf Kampnagel teil, knüpften Kontakte.

Die Reaktionen waren nicht nur positiv. Politiker der „Alternative für Deutschland“ zeigten die Intendantin an. Der Vorwurf: die Kulturinstitution bringe illegale Geflüchtete unter. Später wiesen die Richter jedoch die Klage ab.

Nach sechs Monaten endete das Projekt Ecofavela. Doch vorbei sein sollte es noch nicht. Mit der Institution Kampnagel im Hintergrund, hat sich die Dra-

maturgin Nadine Jessen mit Larry Macaluy, einem nigerianischen Mediaaktivisten und Gründer des Refugee Radio Network, zusammengetan, um das Projekt Migrantpolitan zu starten. Das Gebäude wurde umgebaut, Wände herausgerissen und neu dekoriert. Anas Aboura, politischer Aktivist und Netzwerker aus Syrien, kam dazu.

In der Spielzeit gibt es fast jeden Tag Angebote

Das Migrantpolitan ist das, was oft als ein Raum für Begegnung bezeichnet wird. Hier kann, so die Initiatoren, jede und jeder kreativ sein, vorbeischaun, sich vernetzen oder einfach nur da sein. Während der Kampnagel-Spielzeit finden hier fast täglich Veranstaltungen statt. Jam-Sessions, das Soli Casino, Oriental Karaoke. Die Sprachkurse „Deutsch mich voll“ und „Arabic Acid“. Unterschiedliche Themenreihen zu Flucht und Migration.

Auf einem großen Plakat im Inneren des Gebäudes steht „Humans are welcome“. Das „refugee“ wurde durchgestrichen – ein Statement. „Hier sind alle willkommen“, sagt Aboura. Anfangs seien vor allem Interessierte gekommen, um sich mit Geflüchteten zu solidarisieren. Jetzt

würden viele Gäste kommen, weil ihn die Kunst gefalle.

Die Storys, die in der Soap Opera „Ramadram“ dargestellt werden, beruhen fast immer auf realen Erlebnissen. Die Serie wurde in den Muttersprachen der Darsteller*innen gedreht, um den Sprachenmix abzubilden, der laut Nadine Jessen Alltag bei Migrantpolitan sei: „Manchmal, wenn eine Szene auf Arabisch ist, verstehe ich die Witze nicht. Dann lachen alle um mich herum und ich habe nichts verstanden.“ Die Serie wird für ein internationales Publikum mit Untertiteln versehen.

Ramadram ist für viele der Künstler*innen nicht das erste Mal vor der Kamera. Das Gebäude des Migrantpolitan hat auch schon den Rahmen für die Serie „Hello Germany – Die Einwanderer“ geliefert, eine Doku-Soap, die die Realitäten von Migrant*innen in Deutschland abbildet und mit Klischees auf-räumen will.

An diesem Nachmittag sitzt das Team auf Sofas und Stühlen im bunt dekorierten Wohnzimmer des Migrantpolitan. Sie gucken sich Ausschnitte der letzten Drehtage an. Es wirkt, als ob gute Freunde zusammen einen lustigen Abend verbringen.

Wissen bleibt Macht

Nie war es so einfach, Wissen zu teilen – doch was sind die Gefahren? Cheryce von Xylander, Internet-Philosophin, hat dazu geforscht

VON MAJA MÜLLER

Das Internet sorgt für eine rasante Informationsverarbeitung. Eine falsche Geschichte verbreitet sich sechsmal schneller als eine wahre Erzählung, ergab eine Studie des Massachusetts Institute of Technology. Vereinfacht die digitalisierte Welt die Verbreitung von falschem Wissen und Gerüchten?

Cheryce von Xylander: Das beobachten wir und es ist empirisch nachweisbar. Der Status von Expertenwissen ist hoch umstritten: Die Grenze zwischen Expertise und subjektiven Meinungsäußerungen wird nicht qualitativ, sondern quantitativ bemessen. Unsere Aufmerksamkeitsspanne ist heute wohl nicht begrenzter als früher. Im Schnitt können wir uns acht Sekunden am Stück auf eine Sache fokussieren. Auf die Verstärkungseffekte durch Resonanz und Rückkopplung kommt es an. Aufmerksamkeit hat eine Eigenlogik. Dabei ist es zweitrangig, ob das fokussierte Wissen fundiert ist.

Früher wurde Wissen von den herrschenden Klassen archivierte und genutzt. Heute sind viele Datenbanken dezentral gespeichert, jeder kann zu jeder Zeit auf dieses Wissen zugreifen. Sind wir demnach alle gleich mächtig?

Medien, die Wissen speichern, sind keineswegs neutral. Auch wenn wir das Gefühl haben, jederzeit Zugang zu unendlich vielen Informationen zu haben. Wissen wird teilweise privatisiert und durch Eigentumsrecht abgeschottet. Trotz der wachsenden Anzahl an medialen Zugriffsmöglichkeiten, ist ihre Zugänglichkeit zunehmend eingeschränkt. Ein Beispiel sind die Bildrechte. Anfang des 20. Jahrhunderts waren bildliche Motive zum Beispiel in der Bibliothek öffentlich zugänglich. Heute befindet sich dieses öffentliche Gut zum Teil in privatwirtschaftlichem Besitz.

Laufen wir Gefahr, dass durch Soziale Medien propagandistische Meinungen schneller in Umlauf gebracht werden?

Es bedarf, mit Kant gesprochen, einer gewissen „Mündigkeit“ im Umgang mit den digitalen Kommunikationsmitteln, die erst noch auszubilden wäre. Die technische Ausrüstung, um Wissen auf Plattformen zu moderieren, wurde noch nicht ausreichend in Hinblick auf die Gleichstellung aller Betroffenen reglementiert. Eine aufgeklärte Nutzergemeinde wird nicht einzelne Inhalte zensurieren, sondern bei der Ausgestaltung der Kommunikationsmittel ansetzen.

Was müssen digitale Plattformen da ändern?

Dafür gibt es ein frappierendes und gleichzeitig schwieriges historisches Vorbild: die Aufklärung. In dieser Zeit gab es totalitäre Systeme, die von Hierarchien und Ungleichheiten als Naturrechte ausgegangen sind. Aufwendige Diskussionen in der Gesellschaft brachten neue Ideen von öffentlicher Beteiligung

und Gleichberechtigung hervor. Revolutionen erzeugten den nötigen Nachdruck. Dieser Wandel, dem wir bei jeder sozialen und technischen Revolution begegnen, ist auf unsere mediale Welt übertragbar: Das Korrektiv von wissenschaftlichen Erkenntnissen, Pressewesen und dem gesamten Büchermarkt wäre auf die heutige Situation zu übertragen. Ein Beispiel für ähnlich systemische Maßnahmen auf Social Media-Kanälen zeigt Google: Dort können Dienstleistungen mittels von „Trust Tiers“ abgesichert werden. Nutzer müssen sich ausweisen, um teilnahmeberechtigt zu sein. YouTube erwägt ähnliche Bestimmungen einzuführen. Wer will, kann jederzeit ein Video auf der digitalen Plattform veröffentlichen. Aber wie kontrolliert YouTube Inhalte? Jede Minute werden auf YouTube über 400 Stunden Videomaterial hochgeladen. Um nicht als Instrument von eventuell gefährlichen Gruppen missbraucht zu werden, orientieren sich diese globalen Unternehmen an einem neuen Verfahren: Vertrauen. Aktive Nutzer*innen sollen identifiziert und auf ihre Authentizität geprüft werden.

Dadurch, dass Wissen immer verfügbar ist, könnte auch der Status von Experten wanken. Glauben Sie, dass es in der Zukunft keine Experten mehr braucht?

Wenn wir Expertise ausbilden und damit Probleme besser angehen können, sind Experten nie überflüssig. Aber wir befinden uns in einer Zeit, in der viele Formen klassischer Expertise zum Beispiel durch Künstliche Intelligenz oder Machine Learning ersetzt werden können. Die Automatisierung von Fachwissen kann unbeabsichtigte, verhängnisvolle Folgen haben, weil damit Relationalitäten fixiert werden, deren Aushandlung das Politische schlechthin ausmacht.



Cheryce von Xylander Foto: Privat

In welchen Bereichen ist Fachwissen unersetzbar? In der Krebsforschung hat Fachwissen wahrscheinlich eine andere

Relevanz als in der Politik. Einzigartig ist Fachwissen gerade dann, wenn es die künstliche Intelligenz aufhebt, also integriert und überlistet.

BIOGRAFIE

Wandel der Kultur

Cheryce von Xylander ist Gastprofessorin am Institut für Philosophie und Kunstwissenschaft der Leuphana. Sie versteht sie sich als Internet-Philosophin, widmet sich dem Wandel von Gesellschaft angesichts der Digitalisierung.

► Heute, 10 Uhr: „Optimized forWhat?“ mit Cheryce von Xylander, Forum, Zentralgebäude.

UMFRAGE: WOHN SOLLTE JEDER EINMAL REISEN?



Sophie Dierking (28): „Jeder sollte mal nach Schweden reisen, in die Einsamkeit. Mit sich selber Zeit verbringen, vielleicht auch merken, was es mit sich bringt, in die Weite zu gucken.“



Christoph Querhammer (24): „Ich empfehle, in die Bretagne zu reisen. Das ist nicht zu weit und geht auch gut mit dem Auto. Man kann die Städte abfahren, zum Beispiel nach Cancale. Von dort hat man einen super schönen Blick mit dem Mont Saint-Michel im Hintergrund.“



Anna Höhling (20): „Jeder sollte mal in Australien gewesen sein. Mir gefällt die Mentalität der Menschen, sie sind sehr offen. Und generell kann man da einfach alles machen. Ich liebe Australien.“



Charlotte Kohlschütter (22): „Jeder sollte nach Schweden reisen, weil die Landschaft schön ist und wir uns vieles von der Mentalität anschauen können. Dort kommt man gut mit dem Zug hin. Es ist wichtig, auf Flugreisen zu verzichten.“



Bella Beider (53): „Nach Israel. Das ist für mich der Mittelpunkt der Welt, wo alles angefangen hat.“



Lennart Nolte (22): „Jeder sollte einmal nach Barcelona reisen, weil das ein ganz anderes Lebensgefühl ist. Die Leute sind wesentlich entspannter als in Deutschland. Die Stadt macht einfach Spaß.“



Lisbeth Bauer (26): „Man sollte auf jeden Fall nach Laos reisen. Weil Land und Leute super interessant und vielfältig sind.“



Rosita Holler (36): „Jeder sollte mal an die Côte d'Azur nach Nizza reisen. Weil man da alles hat: Altstadt, Strand, gute Shoppingmöglichkeiten. Und das Wetter ist immer toll.“



Robert Holler (38): „Jeder sollte einmal auf die Malediven fliegen. Da ist das Wasser 30 Grad warm, wie in einer Badewanne. Man kann sich richtig schön entspannen.“



Chi Lan Luong (19): „Ich würde gerne nach Singapur reisen. Die Stadt ist im asiatischen Raum, aber auch weltweit, mit ihrem System sehr speziell. Eine Stadt, die kein Land hat. Das ist ganz cool.“



Thomas Glöckner (50): „Jeder sollte nach Dubrovnik reisen. Meines Erachtens eine der schönsten Städte Europas. Sie bringt ganz viel Historisches mit.“



Sandra Glöckner (51): „Nach Lübeck sollte jeder einmal reisen. Das ist eine wunderschöne historische Stadt. Kulturell hat sie eine Menge zu bieten. Sie ist auch in der Nähe der Ostsee. Wunderschön gelegen und sowohl im Sommer, als auch im Herbst oder Frühjahr gut zu bereisen.“



Roger Arthur (26): „Litauen, weil da der Alkohol derbe günstig ist. Für 20 Shots zahlt man 1 Euro.“



Leo Hopp (21): „Da wir heute die Möglichkeit haben, für nicht allzu viel Geld weit weg zu reisen, sollte man sich auf jeden Fall die Ecken anschauen, die nicht unserem westlichen Lebensstil entsprechen. Ich bin viele Monate durch Südostasien gereist und bin sehr fasziniert davon, wie sich das Leben dort gestaltet.“



Boris Beider (55): „Der Goldene Ring in Russland. Das sind mehrere Städte um Moskau herum, im Umkreis von etwa 200 bis 300 Kilometern. In jeder Stadt gibt es einen Kreml, wie in Moskau. Und ganz viele Kirchen.“

Von Jette Berend und Jannika Dirschauer

INSPIRATION



Von Isabel Rosen

Aufstand für die Natur

Ich glaube, dass wir von der Natur entfremdet leben. Unsere Sinne werden geprägt durch einseitige Tätigkeiten und städtische Lebensstile. Das führt dazu, dass selbst angehende Umweltpersonen von 32 heimischen Pflanzenarten im Mittel 2,6 erkennen, so eine aktuelle Studie an deutschen Universitäten.

Die Umweltkrise ist eine Krise unseres Bewusstseins, so der Naturphilosoph Klaus M. Meyer-Abich. Schon vor knapp 30 Jahren, im Jahr 1990, veröffentlichte er das Buch „Aufstand für die Natur“. Es liest sich wie ein aktueller Appell. Wir bemerken die Umweltzerstörung anfangs gar nicht, da unsere Sinne verkümmern. Wir nehmen nur wahr, womit wir uns beschäftigen – und da es immer seltener die Natur ist, erkennen wir nicht, wie sie sich verändert.

Kennengelernt habe ich diese Gedanken in einem Seminar an der Uni. Ich studiere Umwelt- und Bildungswissenschaften; das Seminar war nicht Teil meines Hauptstudiums. Wieso? Weil wir zu verkopft sind, glaube ich. Wir brauchen die Wiederbelebung unserer Sinne; und eine Beziehung zur Natur. Erst die Bewegung im Herzen macht den Unterschied. In der Schule üben wir meist unsere kognitiven Fähigkeiten. Wir lernen Fakten, verarbeiten, denken abstrakt. Doch Informationen werden erst durch sinnliche Erfahrung lebendig. Um das zu beweisen, lade ich zu einem Experiment ein.

So gibt es die Information, Borkenkäfer töteten im Harz hektarweise Fichtenwälder. In den vergangenen zwei Jahren mussten 200.000 Fichten geschlagen werden, hieß es in einem Bericht des Norddeutschen Rundfunks. In den Hochlagen des Harzes wird der Natur aber freier Lauf gelassen.

Das kann für einige drastisch klingen. Für andere wird es weit weg sein, und vielleicht auch weniger relevant. Doch fahren Sie einmal in den Harz. Wandern Sie auf den Brocken. Um den Brocken herum ist der Wald großflächig abgestorben. Der Anblick ist erschreckend. Und wer das gesehen hat, vergisst es nicht so schnell.

IMPRESSUM

Herausgeber
Verlag Landeszeitung für die Lüneburger Heide GmbH, 21335 Lüneburg, Am Sande 18-20
Geschäftsführer
Wolf Chr. Bergmann, Jens Wiesemann, Christian von Stern
Leitung Startwochenzeitung
Christopher Piltz, Martin Jäschke
Chef vom Dienst
Anna Hoffmann
Redaktion Carolin Ellerkamp, Fritz Lüders, Helena Bodem, Isabel Rosen, Janika Dirschauer, Jette Berend, Inga Mewes, Jan Gooß, Paula Gottschalk
Beratung/Layout
Hans-Herbert Jenckel

Ich bin dann mal Dreck

Ein Uni-Projekt zeigt: Reisen geht auch nachhaltig – ohne kompliziert zu werden

VON LISA-MARIE PEEMÖLLER

Wir reisen lieber denn je. 55 Millionen Deutsche sind 2018 verreist – ein neuer Rekord. Gleichzeitig nimmt das Bewusstsein für Nachhaltigkeit immer weiter zu. Doch bei der Reiseplanung setzt dieses Bewusstsein noch allzu oft aus. Eine repräsentative Umfrage des Leuphana-Projekts „Green Travel Transformation“ ergab: Zwar würden rund 54 Prozent gern nachhaltig Urlaub machen.

Aber nur etwa sieben Prozent achten beim Reisen sehr darauf. Weltweit verursacht Tourismus knapp fünf Milliarden Tonnen klimaschädlicher Emissionen – fast ein Zehntel des Welt-Gesamtausstoßes.

Unsere Ansprüche an einen rundum gelungenen Urlaub scheinen stetig zu steigen: Neben Entspannung und Sonne wünschen wir uns ein gutes Preis-Leistungs-Verhältnis.

Nachhaltiges Reisen aber ist teuer und bedeutet Verzicht – so die einhellige Meinung. Wer sich trotzdem dafür entscheidet, dem machen es mangelnde Informationen vonseiten der Hotels und Veranstalter zusätzlich schwer.

Nachhaltige Unterkünfte sind nicht teurer

Für das Projekt „Green Travel Transformation“ hat sich die Leuphana mit mehreren Nachhaltigkeitsinitiativen zusammengetan. Eine Erkenntnis des dreijährigen Projekts: Nachhaltige Unterkünfte etwa seien weder teurer, noch brächten sie einen

Verzicht mit sich. Auch ein einheitliches Öko-Siegel wurde entwickelt, es soll mehr Übersicht und Klarheit beim Buchen bieten. Nachhaltige Reiseprodukte werden mit einem grünen Blatt und dem Hinweis „Nachhaltig“ versehen.

Mehrere Reiseveranstalter wie Thomas Cook, FTI, DER Touristik und das Lufthansa City Center nutzen das Siegel schon. Die Webseite www.greentravel-index.com bietet einen Überblick über die zertifizierten Reiseprodukte. Mit fast 9000 Anbietern ist es laut eigener Angabe die weltweit größte Datenbank für

nachhaltigen Tourismus. Nicht nur Reiseveranstalter sollten ihren Teil zum Umweltschutz beitragen – jeder einzelne von uns ist gefragt. Der Umstieg auf ein umweltfreundliches Verkehrsmittel ist der erste wichtige Schritt.

Wer fliegt, sollte länger am Ziel bleiben

Drei Viertel des Treibhausgas bei Reisen entstehen durch den Transfer. Fliegen steht an erster Stelle. Dabei verdrängen wir immer wieder, wie viel CO₂ dadurch ausgestoßen wird: im Vergleich zu Bus, Auto oder Zug

drei- bis viermal so viel. Ist eine Flugreise unvermeidbar, sollte sich die Dauer der Reise nach der Entfernung richten: bei Flügen weiter als 700 Kilometer (z.B. Hamburg-Wien) mindestens acht Tage Aufenthalt, bei mehr als 2000 Kilometern (Hamburg-Lissabon) mindestens 15 Tage.

Wenig nachhaltig sind auch All-Inclusive-Konzepte. „Essen soviel und so oft man will“ unterstützt die großen Tourismuskonzerne – die lokale Bevölkerung eher nicht.

Auch vor Ort kann jeder die Umwelt schützen. Handtücher einen zweiten oder dritten Tag nutzen. Müll auch im Urlaub richtig entsorgen, Einwegverpackungen meiden. Geführte Wanderungen oder Radtouren schonen Wälder, Berge und Wiesen, Sehenswürdigkeiten sind oft mit dem Bus oder der Fähre erreichbar – und bringen Land und Leute näher.

Urlaub sollte nicht mehr nur „Ausnahme vom Alltag“ sein, wir alle sollten Reisen wieder bewusster genießen.

Vor allem sollten wir anfangen, Verantwortung zu übernehmen. Urlaub mit gutem Gewissen – klingt doch verlockend, oder?



Urlauber schaden oft dem Klima.

Foto: jst